Breiten Raum nimmt die Stellungnahme der deutschen Vertriebenen in der Bundesrepublik zu dem Problem der deutschen Ostgrenze ein. Der Autor hat sich an vielen Stellen durch die Wiedergabe der polnischen und deutschen Auffassung um eine sachgerechte Darstellung bemüht. Um der Objektivität willen wäre deshalb auch in diesem Kapitel eine entsprechende polnische Gegendarstellung wünschenswert gewesen.

Die amerikanische und die deutsche Ausgabe unterscheiden sich im Inhalt unwesentlich. Der deutschen Ausgabe sind einige Karten beigegeben, die auch der amerikanischen Ausgabe gut anstehen würden.

Kiel

Reinhard Stewig

Horst Hempert, Kirchen in Mitteldeutschland. Bestand — Vernichtung — Erhaltung. Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt/M. 1962. 31 Textseiten, 80 Bildtafeln. DM 21,50.

Buchtitel, Aufmachung und Verlagsreklame versprechen ein Werk, dem man spontan seine Aufmerksamkeit zuwendet, zumal es als „dokumentarisch“ angekündigt ist. Aber selbst bei nicht ganz so hoch gespannten Erwartungen hätte ein solides volkstümliches Buch über den heutigen Zustand der Kirchenbaukunst in Mitteldeutschland eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, zumal seine auch für ganz Europa hochbedeutenden Denkmäler (man denke nur an Naumburg) unserem Bewußtsein zu entgleiten drohen.

Erschütternd sind ja die mächtigen Kirchenruinen inmitten weiter Trümmerfelder, die in den ostdeutschen Vertreibungsgebieten wie in den mitteldeutschen Orten zurückgeblieben sind. Viele Fachleute, aber auch kirchlich interessierte Menschen und mancher Gebildete wünschen eine Orientierung über das Ausmaß und den Grad der Kriegszerstörungen in jenen heute schwer zugänglichen Gegenden und über die Erfolge und Arbeitsmethoden der dortigen Denkmalpflege.

Darin aber wird man durch Hempert und den Weidlich-Verlag enttäuscht, wenn man den technisch gut ausgestatteten Band in die Hand nimmt. Wie man sich schnell überzeugt, ist der Bildbestand außer den letzten mit Amateurphotos „aus der Zone“ gefüllten fünf Tafeln in konventioneller Weise mit Hilfe der üblichen wlbekannteten Bildarchive Foto Marburg, Deutsche Fotothek Dresden (die übrigens sehr entgegenkommend ist), Hartz, Ullstein, Schöning usw. zusammengestückt. Die meisten Aufnahmen stammen aus den dreißiger Jahren wie in den anderen heimatlichen Erinnerungsbüchern, deren Zahl im letzten Jahrzehnt so sprunghaft angestiegen ist. Die Anwendung des Begriffs „dokumentarisch“ auf die betreffenden Archibilder und den Zusammenhang der Illustrationen im Gesamten wirkt also irreführend.

Mehr noch enttäuscht der Text der Einführung. Hier versucht der Vf. auf fünf Seiten einen Abriß der kirchlichen Kunst (nicht etwa nur der Sakralarchitektur) in Mitteldeutschland zu geben, dem offenbar auch Lübeck zugeordnet wird. Gegen jeden Ansatz zu einer „Kunstgeschichte der DDR“ sind Einwände zu erheben. Es ist widersinnig, jenen aus der Mitte Deutschlands willkürlich herausgeschnittenen Streifen als geschlossene Kulturlandschaft zu betrachten, wie es jetzt an den Universitäten der Zone gelehrt wird. In ihrer Anlage entspricht Hemperts Übersicht dem verzweifelten Bemühen, die „DDR“

im Kulturbewußtsein ihrer Bewohner als eine sich deutlich von ihrer nächsten Umgebung abhebende Einheit zu verankern. Eine den Grenzen der „DDR“ entsprechende einheitliche Kunstlandschaft gibt es aber nicht, sondern nur eine deutsche Kultur und Kunst, die sich aus den organisch gewachsenen alten Stammeslandschaften aufbaut. Darum wirkt auch die vom Vf. unternommene Übersicht so heterogen und bruchstückhaft.

Der folgende Überblick über die vier „Krisengebiete“ (Berlin, Dresden, Mittelelbe, Ostseeküste und Unteroder) mit anschließendem alphabetischen Verzeichnis der nennenswerten Kirchen und ihren Daten ist lückenhaft und einseitig. Dabei hätte das verdienstvolle und zähe Ringen der Denkmalpfleger um die ihnen anvertrauten Bauten mehr gewürdigt werden müssen. Manche sind dem Kampf mit den enormen Schwierigkeiten nicht ausgewichen, daher auch das örtlich ungleichmäßige Bild. Es läßt sich jetzt noch nicht ermesen, welchen Dienst diese Männer für die Erhaltung des nationalen Denkmalbestandes geleistet haben. Den hervorragenden Erfolgen bei der Rettung der Kirchen Halberstadts sowie den gern vorgeführten Arbeiten in Dresden steht die traurige Lage in Prenzlau und besonders in Magdeburg gegenüber. Allerdings muß bei der Sprengung der Ruine der Ulrichskirche 1955 bemerkt werden, daß es sich da zu großen Teilen um einen Bau der späten Neugotik handelt.

Worauf Hempert nicht weiter eingeht, ist die aus der Statistik klar ersichtliche Tatsache, daß die römischen Katholiken, deren Zahl durch Zufluß aus dem Osten angestiegen war, trotz ihrer bedrängten Lage weit erfolgreicher im Kirchenbau tätig waren. Unter anderem bemühten sie sich um die Wiederherstellung seit längerem profanierter Kirchen, wie z. B. in Pirna und Rostock (letzterer Fall wird im Buch verschwiegen). Wahrscheinlich liegt das an der größeren Unauffälligkeit und Selbstlosigkeit, mit der Hilfe gegeben und Stiftungen gemacht wurden. Was das Regime am meisten fürchten muß, ist, daß um auswärtige Hilfssendungen unerwünschte Publizität entsteht oder gar die Unterstützung in spektakulären Formen gewährt wird. Diesem Moment hat man offenbar von katholischer Seite frühzeitig Rechnung getragen und daher auch die relativ beachtlichen Ergebnisse erzielt, die ihren schönsten Ausdruck in der gelungenen modernen Gestaltung des Innenraumes von St. Hedwig in Berlin gefunden haben. Sie wurde in Fachzeitschriften gerühmt; der Vf. weiß aber nichts davon.

Es gibt eigentlich nur wenige Fälle mutwilliger Vernichtung bedeutender Kirchenbauten. Sie ereigneten sich wohl auch nur da, wo die örtlichen personalpolitischen Voraussetzungen besonders ungünstig waren. Daß St. Jakobi in Rostock leichtfertig zerstört wurde, ist ein bitterer Verlust. Die „dramatische“ Entwicklung der Ereignisse in Wismar bedarf jedoch dringend einer Richtigstellung. Die 1960 bis auf den Turm gesprengte, noch als Ruine großartige Marienkirche hätte erhalten werden können, wenn sich die Kirchengemeinde mehr dafür eingesetzt hätte. Für die „Bartningkirche“, einen Behelfsbau der Nachkriegsjahre, hatte man sogar Steine aus der Ruine erworben und sich mit dieser und anderen Maßnahmen von dem mittelalterlichen Bau distanziert.

Man soll die Verhältnisse in Mitteldeutschland nicht zuspitzen und dadurch das Arbeitsklima der Denkmalpfleger verschlechtern. Es ist uneigennützig stille Hilfe not. Ferner muß man davon Abstand nehmen, bestimmte Baudenk-

mäler in den Bereich der politischen Kontroversen zu ziehen und sie damit zu Symbolen von Weltanschauungen zu machen, mit denen sie eigentlich nichts zu tun haben.

Stockholm

Gerhard Eimer

Ursula Scheil, Zur Genealogie der einheimischen Fürsten von Rügen. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, hrsg. von Franz Engel. Reihe V: Forschungen zur pommerschen Geschichte, Heft 1.) Verlag Böhlau, Köln-Graz 1962. XII, 205 S., 2 Taf. Brosch. DM 20,—.

Unsere Geschichte ist bis an die Schwelle der Gegenwart aufs engste mit den adligen, insbesondere den fürstlichen Häusern verknüpft. Durch lange Jahrhunderte bildeten sie die Führungsschicht des Volkes, stellten sie die Herrscher in Reich und Ländern, und selbst ihre nicht regierenden Sprosse und Nebenlinien waren durch mögliche oder tatsächliche Heiratsverbindungen und Verwandtschaftsbande ein beliebtes und legitimes Mittel der Politik, ja ihre natürliche, feste Grundlage. Als anerkanntes Spiegelbild und Schlüssel zum Verständnis der historisch-politischen Zusammenhänge erfreuten sich die fürstlichen Genealogien von jeher des besonderen Interesses der Historiographen, weit über die Haus- und Hofchronistik hinaus. Eine unkritische Zeit mischte jedoch allenthalben Wahres mit Falschem.

Hier eine durchgreifende, dauerhafte Klärung anstrebend, erhob A. Hofmeister seinerzeit die Forderung nach einer quellenkritischen Überprüfung der bestehenden Genealogien, die er in einem „Corpus Genealogicum medii aevi“ zusammenzufassen plante. Zu seinen Schülern gehört die Vf. in der vorliegenden Arbeit. Sie unterzieht in ihr die Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse der einheimischen wendischen Fürsten von Rügen der geforderten kritischen Untersuchung, und zwar sowohl für das regierende Fürstenhaus bis zu seinem Aussterben (1164—1325; sechs Generationen, 27 Personen) wie die Nebenlinien Gristow (fünf Generationen, 29 Personen) und Wittow. Das Haus Putbus ist bereits 1937 von D. Kausche bearbeitet worden.

Von Generation zu Generation fortschreitend, innerhalb der Generation dem Alter folgend, prüft und belegt Sch. sorgfältig die genealogisch erheblichen Daten und Fakten und diskutiert sachlich unter voller Berücksichtigung der Literatur die anstehenden Probleme. Hypothesen werden nach Möglichkeit vermieden; wo sie nicht zu umgehen sind, werden sie deutlich als solche gekennzeichnet. Hauptstützen sind naturgemäß die urkundlichen Bezeugungen — jetzt zumeist im Mecklenburgischen und Pommerschen Urkundenbuch greifbar, da beide über den behandelten Zeitraum hinausgediehen sind —, daneben die durch die kritische Bearbeitung G. Gaebels nunmehr zuverlässig benützbaren Chroniken Kantzows und die Pomerania. Auf Grund der erweiterten Quellenbasis und der entwickelten kritischen Methode gelingt es Sch., die rügische Genealogie von einer ganzen Reihe von Irrtümern zu befreien und in vielen Punkten besser zu begründen.

Die verschiedentliche Verwendung einer Lang- und Kurzform desselben Namens findet sich auch anderwärts, bei den Piasten beispielsweise als Mésico und Mesco. Wie der wendischblütige Wizlaw III. wird auch der Piast Heinrich IV. von